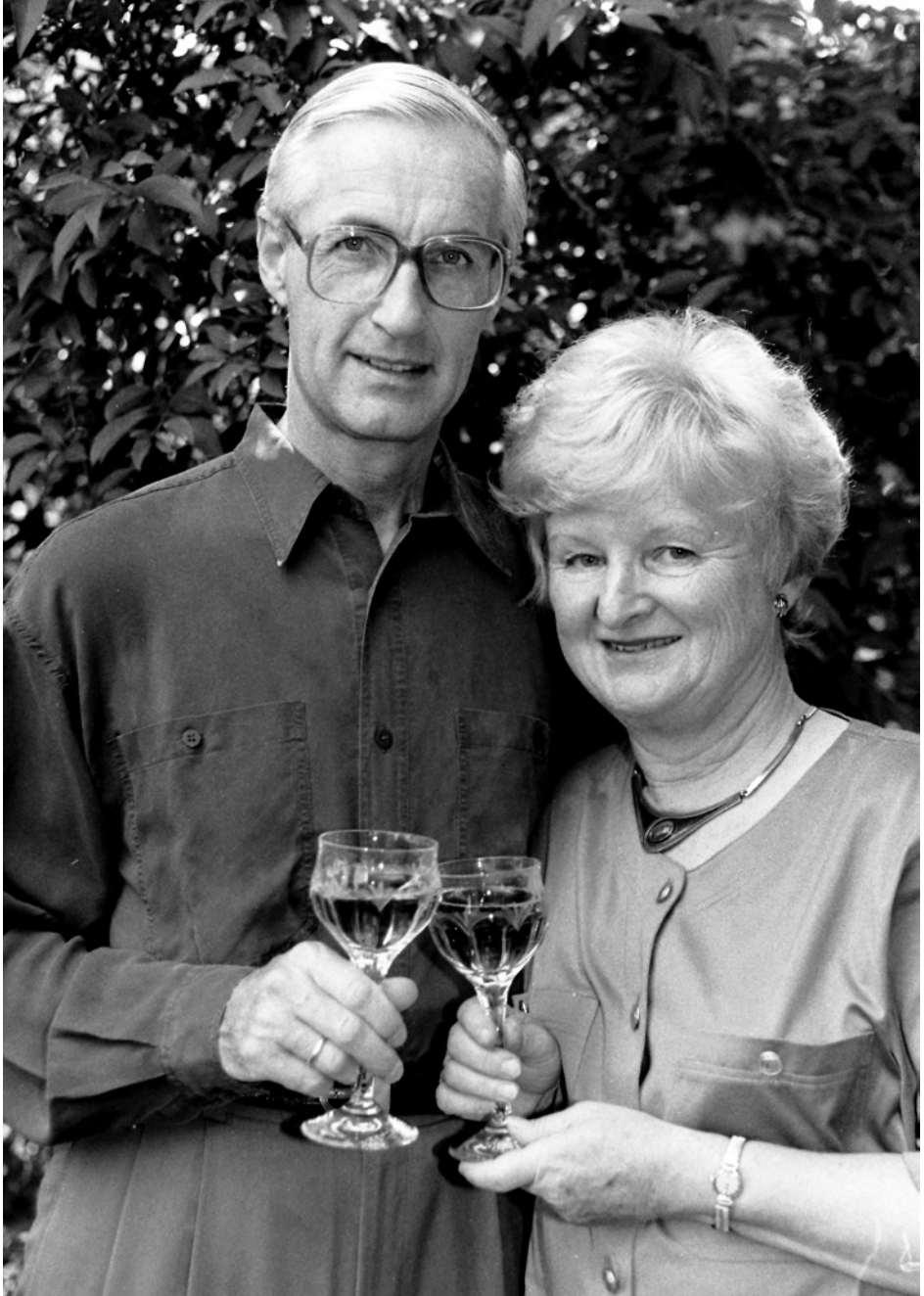


Gerhard Buchinger, Manfred Handler (Hg.):

Alfred Stigl

**ÜBER GRENZEN
DENKEN
FÜR MENSCHEN
DA SEIN**



Die wichtigste Partnerschaft für ein ganzes Leben

Gerhard Buchinger, Manfred Handler (Hg.):

Alfred Stingl

ÜBER GRENZEN

DENKEN

FÜR MENSCHEN

DA SEIN

Verlag Bibliothek der Provinz

Hinweis

Der Text dieses Buches ist nicht gegendert. Es werden je nach Kontext und Intention der Gesprächspartner beide Geschlechter genannt. Im Wissen um die Berechtigung der Führung von akademischen Graden nennen wir im Sinne einer Gleichbehandlung nur den bürgerlichen Namen aller genannten Persönlichkeiten. Im Anhang und bei den Kurzbiografien im zweiten Teil des Buches werden akademischer Grad, politisches Mandat, Titel und Funktionen soweit erforderlich angezeigt.

1. AUFLAGE 2015

© by Gerhard Buchinger und Manfred Handler

Verlag Bibliothek der Provinz
A-3970 Weitra - +43 (0) 28 56/3794
www.bibliothekderprovinz.at

ISBN 978-3-99028-489-6

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere der des öffentlichen Vortrages, sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung der Rechteinhaber (Herausgeber) reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt, verbreitet oder für einen download bereitgestellt werden.

Umschlaggestaltung:

Umschlagbild:

Layout & Umbruch (Buchkern): Eva Maria Gugg & Josef Fürpaß

Lektorat: Dr. Verena Gangl

Druck: Druckerei Theiss GmbH
9431 St. Stefan im Lavanttal - Am Gewerbepark 14

Wir danken

Allen, die uns auf diesem langen Weg von den ersten Gesprächen bis zur Fertigstellung von Buch und Film begleitet und unterstützt haben.

Unzählige Telefonate wurden geführt.

Wichtige Termine wurden unkompliziert vereinbart.

Viele Helfer ermöglichten uns die Durchführung der Gespräche.

Vom Parkplatz über die Freihaltung von Räumen bis zur Bereitstellung von Zeit wurden uns Unterstützung und Verständnis entgegengebracht.

Stationen unseres Projekts waren unter anderem das ÖGB Haus, das Romantik Parkhotel, die Universität Graz, die Bibliothek der Arbeiterkammer Steiermark, der Pavillon der SPÖ Graz im Volksgarten.

Wir konnten an den Lebensgeschichten teilhaben.

Es öffnete sich eine Tür in die Vergangenheit.

Diese Offenheit erfüllte uns mit Respekt.

So entstand ein Bild davon, wie alle mit großem Einsatz ihren Beitrag für Österreich leisten.

Wir haben in 7 Jahren Arbeit viel gelernt.

Dieses Werk ist unser Beitrag im Geiste eines friedlichen Miteinanders unterschiedlicher Kulturen und Religionen.

Danke!

Gerhard Buchinger und Manfred Handler

I. Porträt Alfred Stingl

Kindheit	11
Schulzeit	15
Zwischenbetrachtung	16
Lehrjahre, politische Anfänge	21
Eleonore Wolf – Elli Stingl	24
Freizeit	26
Zwischenbetrachtung II	31
Die Kriegsgeneration	34
Besatzungszeit	37
Nachkriegszeit – Staatsvertrag	43
Jungbürgerfeier	49
Politische Arbeit mit Gustav Scherbaum	52
Medien, politische Kommunikation	54
Die „Junge Generation“	57
Begegnungen mit Alfred Schachner-Blazizek	63
Bruno Kreisky, Eisenstädter Erklärung	68
Erste Reise nach Israel	69
Zwischenzeit 1973 – 1983	70
Jugendkultur	88
Kulturpolitik	91
Bischof Johann Weber, Debatte um die Fristenlösung 1974/75	98
Auf dem Weg zum Spitzenkandidaten	100
Die geteilte Amtszeit 1983 – 1985 – 1988	103
Bürgermeister der Stadt Graz	108
ORF-Kuratorium	116
Geschichtsbewusstsein	119
Streitgespräch	123
Eine Synagoge in Graz	125
Besuche aus Israel	130
David Herzog und sein Sohn Fred Herzog	132
Amtszeit 1988 – 1993	133
Sanfte Mobilität	135
Gast in Berlin	136
Autocluster	137
Partnerstadt Dubrovnik	138
Ein Tag als Bürgermeister	141
Amtszeit 1993 – 1998	143

Autorität in der Partei	150
Sarajevo 1995	151
Steirische Landtagswahl 1995	152
Amtszeit 1998 – 2003	154
Reformen in der Stadt	159
Wandel in der Politik	166
Mensch und Natur	167
Nach der Gemeinderatswahl 1998	169
Schritte zur Nachfolge im Amt	170
Ende der Bürgermeisterzeit	175
Solidarität, Gewerkschaftsbewegung	176
Menschenrechte, Menschenrechtsstadt Graz	185
Die „Autorität“ eines Bürgermeisters	187
Forum Zivilcourage	189
Betteln in Graz	190
Interreligiöser Dialog	194
Begegnungen	197
Theater	206
Musikverein Graz	207
Menschenrechtsregion Steiermark	208

II. Perspektiven

Wolfgang Benedek
 Karl Blecha
 Emil Breisach *in memoriam*
 Kurt David Brühl *in memoriam*
 Maria Cäsar
 Rainer Danzinger
 Alfred Edler
 Ruth Feldgrill-Zankel
 Werner Fenz
 Walter Ferk
 Heinz Fischer
 Klaus Gartler
 Kurt Gennaro
 Ernst-Christian Gerhold
 Alexander Götz
 Helmut Griess

Franz Harnoncourt-Unverzagt
Franz Hasiba
Karl-Heinz Herper
Werner Hollomey
Kurt Jungwirth
Tatjana Kaltenbeck-Michl
Ernest Kaltenegger
Gerhard Kasper
Thomas Kenner
Helga Konrad
Helmut Konrad
Jörg Koßdorff
Josef Krainer jun.
Franz Küberl
Richarda Mandl
Wolfgang Messner
Siegfried Nagl
Nikola Obuljen
Hans Pammer
Lore Rieper
Peter Schachner-Blazizek
Markus Scheucher
Grete Schurz
Helmut Strobl
Franz Voves
Johann Weber
Peter Weinmeister
Heidi Zotter-Straka

III. Anhang

Redebeitrag Alfred Stingls, SPÖ-Parteitag 1968
Streitgespräch „Graz ist eine Nazihochburg“
Veranstaltungsreihe „Graz International“ (1980 – 1997)
Alfred Stingl: Funktionen, Mandate, Auszeichnungen, Ehrenämter
Angaben zu Mandatsträgern
Partnerstädte der Stadt Graz
Namensregister
Videodokumentation

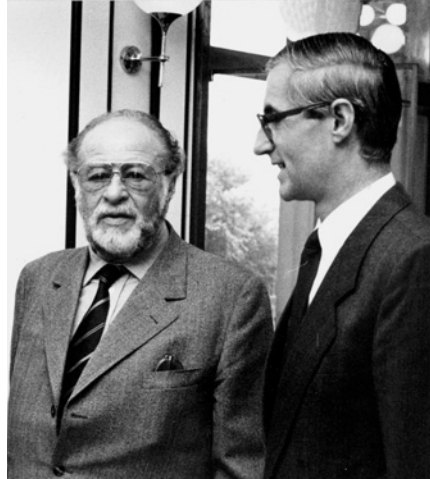
Vorwort der Herausgeber

Dieses Buch und der beigelegte Film sind aus der Anerkennung für einen Mann entstanden, der Menschlichkeit im Amt zeigte und aus Einsicht in das Humane seine politischen Ansprüche stellt. Hannah Arendts Worte zu Lessing, „dass das Humane nicht schwärmerisch auftritt, sondern nüchtern und kühl“¹, trifft auch auf den Politiker Alfred Stingl zu. Der Grazer Bürgermeister von 1985 bis 2003 rückte ins Zentrum seiner Kommunalpolitik: Alle Menschen sollen sich in der Stadt wohlfühlen. Darin drückt sich seine Sorge um den Anderen aus, die den Sozialpolitiker antrieb und seinen Anspruch einer Teilnahme Aller am kulturellen Leben der Stadt. Zur Kultur zählen für ihn eine zivilisierte Austragung von Konflikten und eine verantwortungsvolle Begleitung der Menschen in einer Konfliktsituation. Neben dem Ermöglichen von Zugängen zu Bildung und Kultur sieht Alfred Stingl auch eine Verpflichtung des Einzelnen zur Solidarität als Grundwert unseres Menschseins und der Kulturentwicklung der Gesellschaft. Der Politiker war ein beharrlicher Konsenssucher und kluger Entscheidungsfinder in größtmöglicher Gemeinschaft. Der verhandelte Konsens steht immer in Bezug zu Werten. Stingl ist sein Bekenntnis zu diesen Werten wichtig. Er sieht sich als lebenslanges Mitglied der „Wertegemeinschaft Sozialdemokratie“. Auch der Altbürgermeister hatte im Lauf seines politischen Lebens Augenblicke, in denen er sich in seinem Denken nicht einem besonderen Einzelproblem oder einem besonderen Teil seiner Erfahrung gegenübergestellt sah, sondern der Erfahrung, dem Leben oder dem Dasein als Ganzem. So wurde der „sozialistische Humanist“² ein überzeugter und anerkannter Förderer des interreligiösen Dialogs – in seiner letzten Amtszeit entwickelte sich ein beinahe freundschaftlicher Kontakt zum 14. Dalai Lama, Tenzing Gyatso.

In bewusster Absetzung vom nationalsozialistischen Erbe ist in der Ära Stingl eine Neupositionierung der Stadt Graz gelungen. Miteinander reden, um sich gemeinsam der Welt zuzuwenden und sie zu gestalten, ist ein Aspekt politischen Handelns. Daran knüpften wir die Gestaltung des politischen Porträts von Alfred Stingl. Dieses Buch ist ein Misch-Genre: Es entstand aus Interviews mit 44 Persönlichkeiten, die journalistische Form des Interviews bleibt darum bewusst erkennbar. Und es ist ein Essay, ein Versuch, sich Zeit zu nehmen und von der schnelllebigen medialen Oberfläche in eine zeitgeschichtliche Tiefe zu gehen. Im Film treten Persönlichkeiten und das gesprochene Wort in den Vordergrund. Es erwartet Sie, werte Leserin, werter Leser, keine Biografie aus einem Guss. Vielmehr laden wir Sie ein, im Angebotenen Ihre eigene Sicht auf Personen, Stadt und Zeit zu finden.

¹ Hannah Arendt: Von der Menschlichkeit in finsternen Zeiten. Gedanken über Lessing. Verlag Piper, 1960. S 42.

² Oscar Pollack: Der neue Humanismus. Europa-Verlag, 1962, und Karl Czernetz: Reden und Aufsätze, Verlag der Wiener Volksbuchhandlung, 1980.



© LA/Stmk

Bruno Kreisky und Stadtrat Alfred Stingl

„In der Gemeinde müssen wir beginnen, unsere großen Grundsätze zu verwirklichen. Sie müssen sich im Kleinen bewähren. Was kommt nach dem Wohlfahrtsstaat? Was wollen wir? Und da gebe ich die Antwort: Wir machen uns an die Verwirklichung der sozialen, der gesellschaftlichen Demokratie. Wir wollen die Durchflutung aller Bereiche unserer Gesellschaft mit den Ideen der Demokratie. Das heißt, daß wir ein viel höheres Maß an Mitbestimmung herbeiführen müssen, daß die Menschen auch die Möglichkeiten wahrnehmen müssen, die ein solcher Demokratisierungsprozess bietet, daß der Menschen Leben selbst reicher wird dadurch, daß sie an einem solchen Prozess teilnehmen. Ich weiß nicht, ob man den grausamen Entfremdungsprozess, dem der Mensch im Arbeitsleben ausgesetzt ist, überwinden kann. Eines aber weiß ich: In dem Maße, als man den Menschen in anderen Bereichen des Lebens mehr Würde gibt, mehr Demokratie vermittelt, kann man vieles von dem gut machen, was im Produktionsprozeß an ihnen verdorben wurde. Dieser Prozeß der Demokratisierung, der Mitwirkung der Menschen in der Gemeinschaft, die Möglichkeit, sich zu bewähren und mehr zu tun als die anderen und es besser zu machen, dieser Lernprozess vollzieht sich vor allem in der Gemeinde.“³

Bruno Kreisky

³ Bruno Kreisky: Soziale Demokratie und Kommunalpolitik. In: Zeitdokumente Nr. 8 des Dr.-Karl-Renner-Instituts. S. 6. Dok. der Österreichischen Bürgermeisterkonferenz am 15./16. April 1977.

I. Porträt Alfred Stingl

Kindheit

Mein Geburtsdatum, der 28. Mai 1939, ist auch ein Hinweis darauf, dass Kindheit und Jugend andere Eindrücke bestimmten als das glücklicherweise heute für Kinder und Jugendliche der Fall ist. Natürlich habe ich als kleines Kind schon die Not der damaligen Zeit mitbekommen, vor allem die Ängste der Jahre 1944 und 1945, als Graz bombardiert wurde und wir im Luftschutzstollen im Kalvarienberg und im Schlossberg immer wieder Zuflucht vor den Bombenangriffen gefunden haben. Die zerstörten Häuser, Straßenbahnlinien und verwüsteten Straßen konnte man in unserer Wohnumgebung deutlich sehen. Wir haben in der Nähe der Industriebetriebe Waagner-Biro, Humanic und Grazer Glasfabrik sowie des Bahnhofs gewohnt. Im Volksmund waren wir das „Glasscherben-Viertel“. Ich bin ein Kind des Bezirks Lend, wir wohnten in der Austeingasse 34 und lebten in „Zimmer und Küche“, in einer Parterrewohnung; das WC am Gang teilten wir mit der Nachbarsfamilie.

Meine Eltern haben sich bemüht, viel familiäre Geborgenheit zu bieten, was für uns drei Kinder der größte Wert war, denn das prägte ein Stück unseres Lebens. Die Erinnerung an die Eltern erfüllt mich mit Dankbarkeit. Meine Mutter Erna Stingl war das Herzstück der Familie, sie trug die ihr Leben begleitende Sorge um meine behinderte Schwester Gertrude und meinen Bruder Erich, der 1945 noch ein Säugling war.

Meine Mutter ist ebenfalls im Lend in der Gabelsbergerstraße 5 aufgewachsen. Der Großvater war Feuerwehrmann. Mein Vater Franz Stingl arbeitete nach seiner Kriegsdienstverpflichtung ebenfalls bei der Berufsfeuerwehr am Lendplatz. Er war ein lediges Kind einer Grazerin, die als Hausmeisterin nach Wien ging. Als Hausmeisterin wohnte seine Mutter im Keller eines sogenannten Herrschaftshauses im Bezirk Mariahilf und arbeitete fast 50 Jahre in dieser Stellung. Ich war als Schulkind ab und zu bei dieser meiner Großmutter Anna Seehofer in Wien und habe manchmal geholfen, das wunderschöne schmiedeeiserne Stiegenhausgeländer über sieben Geschoße zu

reinigen. Als sie nicht mehr arbeiten konnte, ist sie zu uns nach Graz gekommen, weil sie dort nicht mehr wohnen durfte. Meine Eltern haben herausgefunden, dass sie nicht einmal sozialversichert war und somit keinen Pensionsanspruch hatte. Mein Onkel, ein Polizist, musste ganz jung in den Krieg ziehen, ist aber glücklicherweise aus Finnland zurückgekommen.

Ich erinnere mich zudem an den Rauchfangkehrermeister Gruber, der damals Obmann der „Kinderfreunde“ war. Einmal sind wir vor Weihnachten in den Pavillon im Volksgarten eingeladen worden und haben ein Weihnachtspackerl bekommen, weil wir drei Kinder waren. Die letzten Kriegsjahre und die Nachkriegszeit waren jene Zeit, als Brot, Kunstfett, Margarine – Butter gab es keine –, Milch und sogar Erdäpfel nur mit kontingentierten Marken zu bekommen waren und wir notgedrungen mit den Eltern, wie es treffend geheißen hat, „hamstern“ gegangen sind: zu Fuß zu einem Bauern nach Feldkirchen und zurück nach Graz. Ein Ring meiner Mutter wurde für zehn Kilo Erdäpfel eingetauscht. Jeder war froh, wenn er irgendetwas nach Hause bringen konnte.

Manchmal hat es geheißen, die Bauern hätten den Stadtleuten alles im Tausch für Brot, Eier und Schmalz weggenommen. Auf der anderen Seite waren Bauern mit ihren kleinen Höfen auch nicht reich und haben ihre Felder mit vielen Leuten und Familienmitgliedern in händischer Arbeit bewirtschaftet. Die Wälder waren wie zusammengeräumt, weil wir alle das Holz für den Winter einsammelten. Jedes Kind trug ein Rucksackerl und mit beiden Händen noch eine „Holzbutte“. Der Frauenkogel und der Wald um die Göstinger Ruine, der Steinberg und der Plabutsch waren unsere wichtigsten Holzammelgebiete.

Unsere Spielplätze waren ein ganz kleiner Hof und so manche „Gstettn“. Die „Kinderfreunde“ waren während der nationalsozialistischen Herrschaft und in der Zeit des Austrofaschismus seit 1934 verboten. Mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten 1938 wurden ja alle demokratischen Organisationen – und zwar nicht nur auf der Seite der Sozialdemokratie, sondern auch auf jener der Christlichsozialen – untersagt. Es haben nur die nationalsozialistischen Organisationen gegolten, beginnend mit den „Pimpfen“. Aus persönlichem Erleben kann ich zu den nationalsozialistischen Organisationen nichts sagen, weil wir einer solchen nie angehört haben.



© Foto Lohr

Elli, Mutter Erna und Stadtrat Alfred Stingl mit Stadträtin Richarda Kotal und LH-Stv. Hans Gross 1982 bei der Ressortübergabe „Jugend und Familie“

Wie weit haben Ihre Eltern Sie politisch geprägt?

Mein Vater war mit seiner Meinung sehr zurückhaltend. Meine Mutter war geprägt vom sozialdemokratischen Umfeld der Feuerwehrfamilien und hat mehr über die Zwischenkriegszeit gesprochen. Die Feuerwehrmänner waren in erster Linie sozialdemokratisch orientiert. Viele von ihnen sind aus dem Feuerwehrdienst wegen „politischer Unzuverlässigkeit“ bereits 1934 und dann 1938 bis 1939 ausgeschieden und zum Kriegsdienst einberufen worden. Wir haben durch Gespräche in der Familie gelernt, dass die dramatischen und tragischen Kapitel Österreichs nicht erst 1938 begonnen haben, sondern in Wahrheit mit den Zerwürfnissen der damaligen Großparteien in der ersten Republik und mit dem Ende von Demokratie und Parlamentarismus im Jahr 1934. „Wir stammen aus der Arbeiterschaft; die Arbeiterschaft hat ihre Geschichte und zählt zu den politisch Unterdrückten“, so meine Mutter. Für sie waren die Kämpfe 1934 und dann der Einmarsch Hitlers, den sie als junge Frau erlebt hat, traumatische Eindrücke. Sie hat ab und zu erzählt, wie Hitler nach Graz gekommen ist und eine Nachbarin bei seiner Vorbeifahrt ganz enthusiastisch gerufen hat: „Der Führer kann alle meine

Buben haben!“ Die Frau hatte drei Buben – sie sind alle nicht mehr zurückgekommen. Das hat meine Mutter zutiefst verinnerlicht. Da wurde das ganze Thema Gewalt und Krieg, Macht und Machtmissbrauch auf schrecklichste Weise deutlich. Mein Vater war eher gläubig, weil er von seinem Kindheitsumfeld her in einer christlichen Gesinnung erzogen wurde; meine Mutter eher weniger, aber sie hat trotzdem Wert darauf gelegt, dass wir in die Kirche gingen. In der Volksschule war der Besuch des Sonntags-gottesdienstes verpflichtend. Ich hatte durch schwere Mangelerscheinungen in der Kriegszeit gesundheitliche Probleme mit der Lunge. Die Kirchen waren nicht beheizbar und meine Mutter hat darauf bestanden, dass ich in den Wintermonaten vom Kirchenbesuch freigestellt werde. Das hat zu Konflikten mit der Religionslehrerin geführt, denn das war nicht gerne gesehen.

Interview Bischof Weber:

„Ich denke an meine Mutter. Wie sie geschaut hat, dass wir etwas zu essen haben und wahrscheinlich selber nie zugegeben hat, dass sie auch Hunger hatte. Wie sie mit den Russen, die in unser Haus eingedrungen sind, als kleine Frau wütend und auch erfolgreich verhandelt hat. Ich habe so großartige Dinge erlebt und seitenverkehrt natürlich auch das Böse. Du lebst dann nicht mehr so locker. Du lebst nur einmal und da wäre es schon gut, aus dem Leben was zu machen, nicht?“

Ja, das ist das Fühlen und Denken von Bischof Weber. Auch bei uns zu Hause hat es immer etwas zu essen gegeben. Das Wichtigste war, dass alle satt geworden sind. Da hat es auch zwei-, dreimal in der Woche weiße Rüben gegeben; heute werden sie an Tiere verfüttert. Sonst bekamen wir Sturz und Erdäpfel, sofern vorhanden. Unsere Mutter war beim Kochen sehr erfinderisch. Nachdem Vater und Großvater bei der Feuerwehr waren, haben wir die Solidarität der Feuerwehrleute kennen gelernt. Am Freitag hat es in der Betriebsküche meistens Apfelstrudel oder Topfenstrudel gegeben, Feuerwehrmänner haben dann auf ihre Portion verzichtet und sie jenen mitgegeben, die zu Hause Kinder hatten.

So wie die Mutter des Bischofs haben auch wir miterlebt, wie die Russen nach Graz gekommen sind. Meine Mutter ist mit uns nach Oberandritz auf den Pfangberg in ein Häuschen gezogen. Die Nachbarin ging mit ihren zwei Kindern mit. Wir waren da in einem Zimmer untergebracht und uns wurde intensiv eingeredet, wenn die Russen hereinkommen, dann müsst ihr alle weinen und schreien. Was wir dann auch getan haben. Die sind gekommen

wie der Nikolaus mit einem riesigen Sack, wo sie alles, was sie gestohlen haben, hinein taten. Dann haben sie die zwei Frauen gesehen und uns Kinder. Sie haben dann einiges, was wir eh kaum brauchen konnten, aus dem Sack wieder herausgenommen, damit wir endlich still sind. Getan haben sie uns nichts. Das war die Begegnung mit den Russen, wie wir sie erlebt haben. Viele Väter waren in Gefangenschaft und viele Vermisste sind leider überhaupt nicht mehr zurückgekommen. Die Kriegs- und Nachkriegsgeschichte ist immer – bis zu den heutigen Kriegen in der Welt – in hohem Maße eine Leidensgeschichte der Frauen und Kinder. Die Betroffenheit der Frauen ist eine vielfache: Verlust des Gatten und oft des Vaters, Demütigungen, Alleinverantwortung für die Kinder usw. Dessen muss man sich immer wieder bewusst sein und jenen deutlich vermitteln, die glauben, man könne Konflikte zwischen Menschen und Völkern mit Gewalt, Krieg, Terror und Waffen lösen.

Schulzeit

Ich bin 1945 in die Volksschule gekommen. Da tut sich ja erstmals wirklich die Wissenswelt auf. Lesen und Schreiben lernen ist der Beginn eines Weges zur Kultur und alles andere ist dann eine Frage der Begabung, der Interessen und des Fleißes sowie der Chancen, die geboten werden. Wir haben noch Tafel und Griffel gehabt und Schönschreiben. Die erste schwierige Entscheidung für Eltern und Kinder kommt nach Abschluss der Volksschule, denn es geht um eine der Begabung angepasste Schulauswahl. Daran hat sich bis heute nichts geändert. Was soll man bei einem Kind mit zehn Jahren sagen, welche erfolversprechenden Begabungen, Fähigkeiten, Neigungen es hat? Meine Eltern haben die Entscheidung getroffen, dass ich in das Kepler-Realgymnasium gehen soll. Damals musste man Schulgeld zahlen, allerdings waren meine Eltern aufgrund des geringen Gehalts meines Vaters und eines bestimmten Notendurchschnitts vom Schulgeld zahlen weitestgehend befreit. Ich habe die dritte Kepler-Realschule mit einem schlechteren Notendurchschnitt abgeschlossen. Ich hatte Schwierigkeiten in Mathematik und Physik. Das hat bedeutet, dass das Schulgeld zu zahlen war und das konnte sich meine Familie nicht leisten. Darum habe ich in die vierte Klasse der Hauptschule Fröbel gewechselt. Diese Klasse konnte ich dann mit ausgezeichnetem Erfolg abschließen. Natürlich war meine ganze Konzentration dann darauf gerichtet: Was mache ich nach der Hauptschule?

Ein polytechnisches Jahr hat es ja noch nicht gegeben. Nachdem ich für technische Bereiche weniger Interesse hatte, habe ich mich entschlossen, ich schaue, dass ich irgendetwas mit Büchern und Zeitungen lernen kann. Daher bin ich in zwei Druckereien gegangen und habe mich um eine Lehrstelle als Schriftsetzer beworben. Die Druckerei Leykam, damals noch in der Stemp-fergasse, hat mich 1953 dankenswerterweise genommen. In meiner Freizeit bin ich an den Sonntagen entweder mit Freunden auf den Sturmplatz oder auf den GAK-Platz gegangen oder wir haben selbst Fußball gespielt. Dort, wo heute die Mariensiedlung steht, war der alte Platz des Arbeiter Athletik Clubs (AAC), die Dusche war der Mühlgang. Sogar in den Grazer Druckereien hat es Betriebsmannschaften gegeben, in der Stadt wurden Turniere veranstaltet. Da haben wir auf dem früheren Sportklubplatz vis-à-vis der Messe gespielt.

Zwischenbetrachtung

Die Steiermark war Ausgangspunkt eines ersten NS-Putsches in Österreich. Walter Pfrimer ist 1931 losmarschiert. Haben Sie über Ihre Eltern etwas von diesem illegalen Nationalsozialismus erfahren?

Wahrscheinlich ist auch darüber gesprochen worden, aber das wäre doch ein Gesprächsstoff gewesen, dem man in meinem Alter nicht hätte folgen können. Später haben wir auch vom zweifelhaften Titel Graz' als „Stadt der Volkserhebung“ erfahren. Die Hauptstadt der Steiermark war lange Zeit eingebettet in das ideologische Schema der Schutzwallfunktion – in Resten bis in die jüngste Zeit der 1960er- und 1970er-Jahre. Mit großem Bedauern muss ich feststellen, dass es in Graz gegenüber unseren jüdischen Bürgerinnen und Bürgern schlimmste Übergriffe gegeben hat. Menschen aus allen gesellschaftlichen Schichten, die in Graz ihren Lebensmittelpunkt hatten, wurden in die Emigration gezwungen. Das hat alles zum negativen Geschichtsbild der Stadt beigetragen. Ich bin froh, dass dieses Bild mit der Zeit korrigiert werden konnte. Leider spät, eigentlich zu spät, aber doch noch in jenem 20. Jahrhundert, das so unermessliches Leid über die jüdische Bevölkerung brachte, konnte ich in einem politischen Zeitfenster der Stadt und des Landes mitwirken, dieses seinerzeitige Bild der Stadt Graz von der „Stadt der Volkserhebung“ zu einer geistig offenen Kulturstadt umzuwandeln. Es ist ein Gefühl der Dankbarkeit, dass man mit Partnern in der

Politik einen Teil an politischer und geschichtlicher Verantwortung wahrnehmen konnte.

Die Nationalsozialisten suggerierten den Arbeitern, dass ihnen in der Not geholfen werde, man Häuser baue und Frieden wolle. Das steht 1939, Ihrem Geburtsjahr, in einem nationalsozialistischen Familienkalender.

In der geschichtlichen Nachbetrachtung ist man immer klüger. Die damalige Generation musste in jener Zeit leben und überleben. Man sollte als nachgeborene Generation bei der Beurteilung von Menschen, ihren Haltungen und Handlungen sehr zurückhaltend sein. Der Nationalsozialismus hatte ja unglaublich viele Facetten der Meinungsbeeinflussung. Man denke, in welcher Weise Feste, Feiern, Veranstaltungen, Aufmärsche, Kundgebungen und große politische Rituale abgewickelt wurden. Diese tiefenpsychologisch wirkende Inszenierung von Macht zur Veränderung des Bewusstseins des Menschen gipfelte in allen Formen des Machtmissbrauchs bis zum Rassenwahn. Auch die Gigantomanie der NS-Machthaber auf der einen Seite und auf der anderen Seite die Not und Hoffnungslosigkeit, insbesondere der Arbeiterschaft, die keine Existenzgrundlage mehr hatte, waren signifikant für den Aufstieg des Nationalsozialismus.

Interview Grete Schurz:

„Der Nationalsozialismus war ein Segen für meine Mutter und meinen Vater. Mein Vater hat Arbeit bekommen. Er war ein Sozialdemokrat und während des Regimes von Dollfuß und Schuschnigg eingesperrt. Meine Mutter war eine geschiedene Frau. Man konnte in der ‚Systemzeit‘ als geschiedene Frau nicht heiraten. Als sie 1939 mit meinem Bruder schwanger war, konnte sie, weil der Nationalsozialismus herrschte, heiraten. Wir wurden als arisch eingestuft. Mein Vater hat als Bauarbeiter wieder Arbeit bekommen und die Baupolierschule machen dürfen. Er musste dafür mit dem Trinken aufhören. Und meine Mutter war glühende Nationalsozialistin. Sie haben plötzlich eine Wohnung bekommen. Es war für Leute aus kleinen, einfachen Verhältnissen eine günstige Zeit. Es ist mir gut gegangen, denn wir haben genug zu essen gehabt und die Familie lebte in einer Zwei-Zimmer-Wohnung.“

Interview Helmut Konrad:

„Antonio Gramsci hat sehr klar in den Gefängnisbriefen erkannt, dass der italienische Faschismus – und das gilt in gewisser Weise auch für den Nationalsozialismus – darauf aus war, seine Herrschaft, seine Legitimierung im Volk auch in den Köpfen zu gewinnen, also geht es in erster Linie um die Bewusstseinslagen. Ein strenger Marxist würde sagen, dass im Überbau die entscheidenden Auseinandersetzungen stattfinden. Es geht nicht nur

darum, Militär und Großindustrie hinter sich zu haben, sondern dass auf dem emotionalen Sektor – was Menschen denken und fühlen – Angebote da sein müssen. Da hatte der Nationalsozialismus ganz starke Angebote. Meine Mutter etwa, aus einem alten sozialdemokratischen Haushalt, war begeistertes BDM-Mitglied („Bund Deutscher Mädels“), weil man hier ein Gemeinschaftsgefühl geboten hat. Gewisse Werte von symbolischer Gleichheit: Arbeiter, die von der Weltwirtschaftskrise gezeichnet waren, wurden zumindest auf einer symbolischen Ebene gleichgestellt mit den anderen. Es war für meine Mutter sehr attraktiv, in weißen Socken auf der Pack gemeinsam mit den Bürgertöchtern Urlaub zu machen. Das war für meinen Vater, ein lediges Kind, anziehend, plötzlich Bildungsangebote zu erhalten, über Schul- und Turnvereine Sozialisationen durchlaufen zu können, die nicht nach Herkunft, Stand und Rang in der Gesellschaft, nach dem Elternhaus gefragt haben. Daher war der Nationalsozialismus für die Arbeiter ein sehr interessantes Angebot. Der Nationalsozialismus hat, um welchen Preis war damals noch nicht erkennbar, Arbeitsangebote gehabt. Also die Beseitigung der Arbeitslosigkeit bei gleichzeitiger sozialer Anerkennung und zumindest formaler, symbolischer Gleichheit für die sozialen Unterschichten. Das hat viele Arbeiter zum Nationalsozialismus geführt. In Oberösterreich vielleicht mehr als in der Steiermark. Noch in den 1960er- bis 1970er-Jahren haben die VOEST-Arbeiter, Arbeiter der ersten Generation, noch immer gedacht, dass sie die Hermann-Göring-Werke, also VÖEST (Vereinigte Österreichische Eisen- und Stahlwerke), Adolf Hitler zu verdanken haben. Die Wohnhäuser, die in Oberösterreich während dieser Zeit entstanden, heißen bis heute ‚Hitler-Bauten‘ und sind erstklassige Wohnadressen. Die Arbeiterschaft war proportional nicht antifaschistischer als die breite Masse der Bevölkerung. Es gab den organisierten, effektiven kommunistischen Widerstand, den zahlenmäßig weitaus größten Widerstand, aber in der Bevölkerung gab es keine große, sozialdemokratische antifaschistische Tradition.“

1933 gab es bei der Machtübernahme Hitlers in Deutschland Jubel und Zustimmung. Diejenigen Menschen, die geweint haben, die ins Exil gegangen sind, die vertrieben wurden, die gehnt haben, was da kommen könnte, die haben keine Rolle mehr gespielt. Sie wurden entrechtet, zu „Untermenschen“ degradiert und ihrer Existenz beraubt. Denken wir an die sogenannten „gemischten“ Ehen, „Arier“ und „Nichtarier“, an den Wahnsinn von „Viertel-, Halb- und Ganzjuden“, an die Stammbaumgeschichten und den „Arier-Nachweis“. Hinter diesem Wahnsinn steckte in letzter Konsequenz die Vernichtung von Menschen. Wir haben heute noch einen „Arier-Nachweis“ als Erinnerungsexemplar an die Politik des Nationalsozialismus zu Hause. Nach all dem muss man heute dankbar sein, in welcher Weise die Generation vor uns dieses Land nach dem Zweiten Weltkrieg wieder aufgerichtet hat und zwar nicht nur wirtschaftlich, sondern letztlich auch moralisch und in den politischen Strukturen als parlamentarische Demokratie, als Rechtsstaat. Nun orientiert sich dieses Land an internatio-

nen Konventionen wie der „Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte“⁴. Man muss dankbar sein, dass dieser Teil der jüngeren Geschichte Österreichs so gelaufen ist, dass die dramatische und tragische erste Hälfte des 20. Jahrhunderts in dieser Weise bewältigt werden konnte. Das war die Grundlage, dass wir heute so leben können, wie wir leben. Heute gibt es die Notwendigkeit, am Beginn des 21. Jahrhunderts neue Perspektiven für Österreich zu setzen. Es ist Aufgabe jeder Generation, sich neue Ziele zu setzen und neue Wege zu versuchen. Die Mahnung aber bleibt, die Abgründe der Geschichte nicht zu verdrängen und zu vergessen! Es war die Konzentrationslagergeneration, die uns aus ihrer Lebensgeschichte gelehrt hat, dass es zur Aufklärung, zum Humanismus, zu einem respektvollen Miteinander-Reden keine Alternative gibt. Wenn man Demokratie will, dann muss man mehr Parteien wollen. Wenn man mehr Parteien will, muss man wissen, man ist nur ein Teil des Ganzen. Kritikfähigkeit und Dialogfähigkeit sind wichtige Grundlagen für ein funktionierendes demokratisches System. Das hat die Generation vor uns aufzubauen begonnen, als Lehre aus ihrer Geschichte, und das ist uns als Auftrag geblieben. Die Parteien in der Ersten Republik haben letztlich durch eine dramatische Ideologisierung der Tagespolitik die Brüchigkeit des Systems noch befördert. Dazu kam die internationale Ächtung des klein gewordenen Österreich. In diesem Österreich waren viele Menschen – auch in der Sozialdemokratie – der Meinung, das Land sei nicht lebensfähig. Es gab Großdeutsche auch in der Sozialdemokratie der Ersten Republik. Das ist ja bekannt, da sage ich nichts Neues, etwa die unterschiedlichen Positionen von Karl Renner, Otto Bauer und anderen. Die Parteien waren damals kein Hort der Stabilität für eine gefestigte parlamentarische Demokratie. Ich glaube schon, dass wir alle, in welchen Parteien auch immer wir arbeiten oder uns zugehörig fühlen, um die Verantwortung aus dieser Geschichte wissen. Demokratie und Parlamentarismus brauchen geistige und politische Brückenbauer als Fundamente für das Staatsganze.

⁴ Die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte, auch: Deklaration der Menschenrechte oder UN-Menschenrechts-Charta, ist das ausdrückliche Bekenntnis der Vereinten Nationen zu den allgemeinen Grundsätzen der Menschenrechte (wie z.B. Freiheitsrecht). Der 10. Dezember als Tag der Verkündung wird seit 1948 als „Internationaler Tag der Menschenrechte“ begangen.

Gustav Scherbaum:

„Demokratie kann nicht eine Frage der einzelnen Persönlichkeit sein, denn auch die Persönlichkeit, vielleicht sie am meisten, kann politisch nur zur Wirkung kommen, wenn sie den Rückhalt in einer organisierten Gruppe, eben in der Partei, hat. Der manchmal laute, manchmal etwas verstärkte Ruf nach ihrer Ausschaltung, der Ruf nach dem starken Mann, entstanden aus Interessenswünschen, die bisher nicht erfüllt werden konnten, übersieht, daß jede Regierung, die mächtig genug ist, alles zu geben, was man sich wünscht, auch mächtig genug ist, wieder alles zu nehmen, was man besitzt.“⁵

Gustav Scherbaum hat mit diesen niedergeschriebenen Gedanken bis heute Recht. In den gegenwärtigen Entwicklungen wird der Eindruck vermittelt, es käme immer nur auf zwei, drei Leute an oder auf die jeweiligen Vorsitzenden einer politischen Bewegung, die Spitzenpersönlichkeit, und alles andere wird, auch medial, abgehalftert als Parteienstaat, Parteiendiktatur oder in ähnlicher Weise kommentiert. Der Begriff Parteiendiktatur ist überhaupt ein Unding. Es ist doch wesentlich, dass in einem Land die Möglichkeit besteht, dass sich Parteien konstituieren und ihre Zielsetzungen und Vorstellungen von der Gestaltung der Gesellschaft öffentlich machen können. Damit die Menschen die Möglichkeit haben, unter einer ganzen Reihe von Angeboten auszuwählen, und zwar die Grundsätze, die Zielsetzungen, die aktuelle Politik und die handelnden Personen. Das ist ein wertvolles Gut. Es ist nicht blauäugig zu sagen, dass die Spitzenpersönlichkeit, ob Frau oder Mann, gut beraten ist, klar zu sagen, ich habe für einen Teil der Zeit die Hauptverantwortung, aber das geht nur, wenn man aus einer Gemeinschaft herauswächst und der Gemeinschaft und ihrer Gestaltungskraft verbunden bleibt. Man ist zwar herausgehoben, aber es ist gut, wenn man das übertragene Amt mit einer gewissen Demut ausübt. Die Ich-Philosophie in der Politik ist nie besonders gut, die Wir-Philosophie ist besser.

⁵ Gustav Scherbaum: Erinnerungen eines Grazer Bürgermeisters. S 75. Verlag Styria, 1985.

Lehrjahre – Politische Anfänge

Ich begann mit 14 Jahren meine Lehre als Schriftsetzer. In der Druckerei Leykam hatten wir eine lose organisierte Jugendgruppe und die grafische Gewerkschaftsjugend war für mich ein großes neues Erlebnis, genau wie die gesamte Gewerkschaftsbewegung. Uns Jugendlichen ist die Ideenwelt der Arbeiterbewegung eröffnet worden. Wir waren eine der stärksten Gruppen, obwohl wir keine so große Gewerkschaft waren. Von allen führenden Druckereien Leykam, Styria, Stiasny, Khil, Peisser und Wall sind die jungen Kollegen gekommen. Jeden Freitag gab es einen Heimabend in den Tiefparterresälen der Arbeiterkammer mit mindestens 70 Besuchern. Wir waren manchmal auch 100 Teilnehmer und zwar nicht bei Partys, die hat es in der Form noch gar nicht gegeben, sondern die neue Welt waren für uns unglaublich spannende Film- und Lichtbildervorträge. 1956/57 wurde ich zum Obmann der Graphischen Gewerkschaftsjugend gewählt und Mitglied der Gremien der Grazer und Steirischen Gewerkschaftsjugend. Wie jede Fachgewerkschaft waren wir eingebettet in das gesamte Gewerkschaftsleben des damaligen Gewerkschaftsbundes, der von Persönlichkeiten geprägt war, die Geschichte geschrieben haben. Johann Böhm, den damaligen ÖGB-Präsidenten, durfte ich bei einer Begegnung in Wien persönlich kennenlernen. Er hat, wie viele andere seiner Generation, am Aufbau Österreichs entscheidend mitgewirkt. Wir haben diese Persönlichkeiten alle verehrt. Eine hervorragende Gewerkschaftsjugend hatten auch die Privatangestellten, die Metallarbeiter und die Bauarbeiter. Die Eisenbahner und die Postler hatten ebenfalls starke Jugendgruppen.

Wir haben auch vieles gemeinsam mit den Lebensmittelarbeitern und den Textilarbeitern gemacht. Die Textilarbeiter sind dann sogar mit uns Grafikern gemeinsam bei Heimabenden zusammengekommen. Die Grafiker haben die längste Geschichte aller Gewerkschaften in Österreich. Als andere noch darauf warten mussten, bis 1867 das allgemeine Vereins- und Versammlungsrecht gekommen ist, waren die Grafiker schon 20 Jahre davor organisiert. Es waren „Bruderladen“, die in Not geratene Kollegen unterstützten. Wir waren sehr stolz auf unsere Gewerkschaftsgeschichte. Die Gewerkschaftsjugend, die grundsätzlich zwar überparteilich war, hatte natürlich eine gewisse Affinität zur SPÖ als sozialdemokratische Fraktion. Wir haben bei der Graphischen Gewerkschaftsjugend nie gefragt, ob die

Kollegen von der Druckerei Styria sozusagen „Rote“ oder „Schwarze“ sind, sondern wirklich wichtig für den solidarischen Zusammenhalt war, dass sie zu unseren Heimabenden, zur Gewerkschaftsjugend gekommen sind. Es war auch letztlich immer die Stärke der Gewerkschaftsbewegung in Österreich, dass sie Fraktionen gehabt hat, aber als Gesamtgewerkschaft überparteilich aufgetreten ist. Das war ganz wichtig und ist es bis heute geblieben.

Natürlich haben die Jugendorganisationen auch gemeinsame Veranstaltungen gehabt, zum Beispiel die „Roten Jugendtage“. Ich war bei der größten Veranstaltung in Wien dabei. Das Miteinander von Kinderfreunden, „Roten Falken“, „Sozialistischer Jugend“ und Gewerkschaftsjugend – alle mit Blauhemden – war äußerst eindrucksvoll. Anfang der 1960er-Jahre hat es auch Rivalitäten zwischen der Sozialistischen Jugend und der neu gegründeten „Jungen Generation“ gegeben. Jede Organisation hat ihre Geschichte, die „Kinderfreunde“, die „Roten Falken“, die Gewerkschaftsjugend, die Sozialistische Jugend und die Sozialistischen Studenten. Wer attraktiver ist, der gewinnt, sowohl innerparteilich als auch im Spektrum der Jugendarbeit. Ich bin 1957 Mitglied der SPÖ geworden. Als Jugendfunktionär unserer Gewerkschaft habe ich das Glück gehabt, vom Betrieb erlaubt zu bekommen, an gewerkschaftlichen Schulungen teilzunehmen. Die Otto-Möbes-Schule in Graz im Stiftingtal, ab 1994 „Otto-Möbes-Akademie“, war in der Steiermark der zentrale Schulungsort. Wir lernten dort ganz spannende Persönlichkeiten als Vortragende kennen, darunter auch den berühmten Benedikt Kautsky und seine Frau, die Sozialpsychologin Gerda Kautsky. Benedikt Kautsky trug Volkswirtschaftslehre vor, Gerda Kautsky führte uns in die Thematik Sozialpsychologie und Gesellschaftspolitik ein. Was veranlasst den Menschen in der Gesellschaft zu diesen oder jenen Denkweisen und Handlungen? Da stehst du in der Arbeitswelt an deinem Arbeitsplatz und machst deine acht, neun Stunden und mehr und dann gehst du nach Hause und in der Freizeit deinen Interessen nach. Aber wie du als Einzelner dich in einer Gemeinschaft bewegst, sozialisierst, was du denkst, fühlst, ja bis hin zu den Zusammenhängen Sexualität, Psyche und Verhaltensweisen des Menschen, das alles haben wir dort gelernt! Wenn du ein einfacher Lehrling bist, der im dritten oder vierten Lehrjahr steht und von diesen Dingen das erste Mal hört, da werden dir Tore in eine ganz andere Welt des Lebens aufgestoßen. Benedikt Kautsky, Sohn von Karl Kautsky, war ein bedeutender Theoretiker der Sozialdemokratie, aber als Lehrer schien er uns

kein faszinierender Vortragender. Wir Jungen haben lieber so feurige Redner wie den Karl Czernetz gehört.

Interview Fred Sinowatz:

„Karl Czernetz war ein sehr kluger und gesinnungsstarker Mann, aber Bruno Kreisky mochte ihn nicht. Als wir dann die stärkste Partei wurden, hat Kreisky Leopold Gratz, der mein Freund gewesen ist, überredet, Klubobmann zu werden. Als ich später Kreisky fragte, warum er nicht Czernetz als Klubobmann genommen habe, sagte er: ‚Ja, der war mir zu alt.‘ Es hat alles seine menschlichen Bezüge. Genau genommen war das der Beginn meiner politischen Laufbahn in Wien. Denn Gratz musste als Unterrichtsminister zurücktreten, um Klubobmann zu werden. Ich war im Burgenland tätig. Scheinbar hat Gratz gesagt: ‚Na ja, nehmen wir den Sinowatz.‘ Kreisky war leicht für Personen zu gewinnen, wenn er jemanden gebraucht hat. So bin ich nach Wien gekommen. Das ist mir im Falle des Czernetz erinnerlich, der lange in der Sozialistischen Internationale und im Europarat tätig gewesen ist.“

Czernetz war der außenpolitische Sprecher der SPÖ im Parlament und Europaratsabgeordneter. Österreich ist ja von den internationalen Organisationen wie dem Europarat zuerst aufgenommen worden und erst dann von der UNO. In seiner Zeit war Czernetz einer der großen Außenpolitiker Österreichs. Er war ein unglaublich faszinierender Redner, der eine Vision von einer Welt der Abrüstung anstelle des „Gleichgewichts des Schreckens“ hatte. Wir sind an seinen Lippen gehangen, weil wir eine solche Welt erhofften. Er war in diesem Sinne einer der besten Redner, den die Sozialdemokratie jemals gehabt hat. Weitere Persönlichkeiten: Franz Senghofer, der Bildungsreferent des ÖGB, ein Mann mit unglaublichem Wissen und einer besonderen Gesprächs- und Beziehungskultur; Kurt Prokop, dem es immer ein Anliegen war, die internationale Seite der Gewerkschaftsbewegung und besonders das Wirken des Internationalen Bundes Freier Gewerkschaften darzulegen. Wichtig war auch Rupert Gmoser, der uns die erste Begegnung mit Gewerkschaftern aus Afrika ermöglichte, der den Dialog zwischen Kirche und Arbeiterschaft initiierte und gemeinsam mit Fritz Csoklich forcierte.

In weiterer Folge habe ich dann die dreijährige Gewerkschaftsschule als Abendschule absolviert. Zweimal in der Woche, drei Jahre, nach der Arbeit, hieß es bis 18 Uhr arbeiten und 19 bis 21 Uhr Gewerkschaftsschule. Das war ganz schön hart. Diese dreijährige Gewerkschaftsabendchule vermittelte ein breites Wissen über Geschichte, Gesellschaftspolitik, die Entwicklung der Arbeiterbewegung, soziale Entwicklungen, Wirtschaft und internationale Fragen sowie Kultur.

Interview Karl Blecha:

„Die humanistischen Werte sind die Grundwerte des demokratischen Sozialismus. Dies besonders zu betonen, war in einer Zeit, als der Sozialismus durch den Kommunismus diffamiert wurde, notwendig. Wir, die europäischen Sozialdemokraten, demokratischen Sozialisten – wie wir uns so definierten –, sind aus der europäischen humanistischen Tradition gewachsen und haben uns bemüht, die Verfechter dieses humanistischen Weltbildes zu sein – bis heute. Das humanistische Weltbild ist in das sozialdemokratische Weltbild übernommen worden. Dieses Denken haben wir über die Bildungsfunktionäre in die ganze Sozialdemokratische Partei zu tragen versucht. In der Bildungsarbeit war Alfred Stingl, nicht auf Graz oder Steiermark beschränkt, eine der herausragenden Persönlichkeiten. Benedikt Kautsky hat Stingl sehr geprägt, mich etwas weniger, obwohl ich zu ihm persönlich einen sehr guten Kontakt hatte. Ich war ein typischer Vertreter der *Linken*. Karl Czernetz, langjähriger Bildungsobmann der SPÖ, hat begonnen, die Schulungsarbeit im ganzen Bundesgebiet zu forcieren, die in der Steiermark von Sepp Reichl, Hans Gross und Alfred Stingl getragen wurde, mehr als in irgendeinem anderen Bundesland.“

Eleonore Wolf – Elli Stingl

Meine schönste Erinnerung: In der Gewerkschaftsschule habe ich meine Frau kennen gelernt. Zuerst dachte ich mir: Was tun denn die Mädchen da? Meine spätere Frau war gewerkschaftlich in der Firma Greinitz und politisch in Eggenberg aktiv. Unser Kennenlernen in der Gewerkschaftsschule hat auch unser Leben geprägt. Von Jugend an waren wir zwei wache interessierte Menschen. Meine Frau ist vom ersten Augenblick bis heute ein ganz wunderbarer Mensch für mich. Sie hat ganz besondere Eigenschaften. Sie hat einen sehr starken Familienbezug, obwohl sie es in ihrer Familie durch die Kriegszeit und Not besonders schwer gehabt hat, sie hat eine harte Kindheit und Jugend durchlebt. Mit ihren zwei Brüdern ist sie lange Zeit ohne Mutter aufgewachsen; als halbwüchsiges Mädchen wurde sie zur Ersatzmutter der jüngeren Geschwister. Der Vater ist sehr spät aus dem Krieg gekommen und war als Soldat der Stalingrad-Armee ein gesundheitlich gebrochener Mann. Auch aufgrund dieser Erfahrungen steht für meine Frau die Familie an oberster Stelle. Sie ist eine vielseitig interessierte, lern- und wissbegierige Frau. Sie war immer bescheiden und hat sich bei gemeinsamen Veranstaltungsbesuchen in meiner politischen Tätigkeit nie in den Vordergrund gedrängt. Wir haben viele Gespräche über politische Themen geführt, auch über die alltägliche Stadtpolitik hinaus. Unser Interesse galt den medial kolportierten, großen gesellschaftspolitischen Ereignissen. Zum

Beispiel das Werden eines neuen Europas. Sie war eine geduldige ZuhörerIn und hat mir manche Sorge schon angesehen. Natürlich war sie auch durch Treffen mit Persönlichkeiten, die sie im kleinsten Kreis kennengelernt hat – etwa Willy Brandt –, motiviert. So hatte sie einen persönlichen Kontakt zu allen Bundespräsidenten und Bundeskanzlern und zahlreichen Ministern. Zu halböffentlichen Anlässen ist sie gerne mitgegangen, hat aber immer gesagt: „Glaubst du, dass das passt, wenn ich dabei bin?“ Und ich habe gesagt: „Ja, das glaube ich.“ Gemeinsam haben wir Künstlerinnen und Künstler im Gespräch getroffen. Sie war ein von Konzert und Theater begeisterter Mensch. Ich erinnere mich an unsere Zusammenkünfte mit Nikolaus Harnoncourt. Als er 2014 zum Ehrenmitglied des Musikvereins ernannt wurde und ich eine kurze Laudatio halten durfte, hat er mich im Smalltalk nach dem Befinden meiner Frau gefragt. Elli ist eine begeisterte Naturfreundin. Es gibt keine Region in der steirischen Bergwelt, die wir nicht besucht haben: vom oberen Murtal über das Gesäuse bis zu den weststeirischen Bergen und die Gebiete der Ost- und Südsteiermark, die Dachstein- und Tauernregion und darüber hinaus die Berge in Tirol, Osttirol, Südtirol und Slowenien. Viele Berge haben wir öfters bestiegen und insgesamt über 140 Gipfel erklommen. Sie hat immer und überall mitgehalten und ist eine hervorragende Blumen- und Kräuterkennerin.

Wir haben eine Tochter, einen Sohn und einen Enkelsohn, der zweite ist leider gestorben – das war ein großer Schmerz für uns alle. Unser Enkelsohn studiert erfolgreich an der FH Joanneum. Wir sind im Jahr 2015 55 Jahre verheiratet und kennen einander seit 57 Jahren. Das Herausragende an ihr, das klingt fast unglaublich: Sie war nie richtig böse. Wir hatten nie einen veritablen Streit. Wir haben Probleme mit den Kindern und Erziehungsfragen gemeinsam besprochen und unterschiedliche Meinungen ausgedrückt. Sie hatte eine immense Geduld mit meiner Tätigkeit. Ich habe sie vor jeder Entscheidung über ganz wichtige Funktionen, wie: Stadtrat, Bürgermeister, Vorsitzender des ORF-Kuratoriums in Wien und die vielen Jahre als Vertreter des Österreichischen Städtebundes bei der EU in Brüssel mit den Konsequenzen für die Zeit mit der Familie vertraut gemacht. Wir haben besprochen, wie wir das machen und sie hat dann nur gesagt: „Wenn du glaubst, dass das wichtig ist, dann werden wir das gemeinsam schon schaffen.“ Sie hat sich nie in der Weise geäußert: „Hört denn das nie auf!“ Aber

manchmal den Wunsch geäußert: „Ein halbes Wochenende wäre schon schön.“ Trotz des knappen Zeitbudgets hatten wir schöne Gemeinschaftserlebnisse. Uns beiden ist für unser ganzes Leben ein gutes Zeitmanagement gelungen. So ergriffen wir jede Chance, etwas zu erleben, zu erwandern oder zu studieren. Oft hat sie mich bei meinen offiziellen Besuchen in die Partnerstädte begleitet. Das haben auch die Gesprächspartner sehr geschätzt. Wir nutzten die Gunst für ein paar private Momente. Es ist nicht falsch, in den Bereich der Politik etwas familiäres Flair hineinzubringen. Wenn der Ehemann, die Ehefrau dabei sind, dann bekommt das Treffen eine persönlichere Note. Gerade bei internationalen Begegnungen ist ein Zeichen menschlichen Miteinanders etwas Positives.

2012 hat unser Leben durch eine dauerhafte, schwere gesundheitliche Beeinträchtigung meiner Frau eine Zäsur erfahren. Ich erlebe im Stadium der Pflege ihre guten Eigenschaften anders und sehr intensiv. Ihre Geduld – wir verständigen uns mit den Augen, der Mimik, der Körperhaltung. Da werden oft Gesten zu einem Ausdruck von Liebe und Zuneigung – das ist nicht verloren gegangen. Es ist eine völlig neue Lebenserfahrung, die wir intensiv leben und wir erleben uns dabei neu. Anders wäre es noch schöner, aber alleine, dass wir füreinander da sind, ist auch schön und angesichts von Krankheit keine Selbstverständlichkeit. Für alles das darf man dankbar sein und es gibt Kraft für den Lebensabschnitt des Alters.

Freizeit

Interview Walter Ferk:

„Alfred Stingl war am Wochenende bei vielen gesellschaftlichen Veranstaltungen. Lockerer gekleidet, also keinen Anzug, zumeist mit einem offenen Hemdkragen, so habe ich ihn bei Festen kennen gelernt. Er wurde im Alter von 29 Jahren in den Gemeinderat gewählt. Mit 34 Jahren war er Jugendstadtrat und in seinem Engagement für die Jugend sehr authentisch. Er hat dem Ressort ‚Jugend und Familie‘ in neun Jahren, von 1973 bis 1982, Gestalt gegeben. Da haben wir ihn schon oft getroffen. Die Begegnungen waren sehr sympathisch. Der legendäre ORF-Redakteur Bert Oberhauser hat damals – und Alfred Stingl hat das unterstützt – im ORF die ‚Tanzmusik auf Bestellung‘ produziert. Die Veranstaltungen gab es auf dem Schlossberg und im Lokal am Hilmteich. Stingl hat, wenn er dabei war, mit seiner Frau gut getanzt. Das galt auch für die vielen Bälle in Graz. Seine nicht aufdringliche, aber doch spürbare Nähe zu den Menschen war auch für mich Auftrag in späteren Jahren.“

Wenn ich damals gewusst hätte, bei wie vielen Bällen ich später einmal tanzen konnte (manchmal musste), dann hätte ich mich in meiner Jugendzeit tatsächlich mehr ums Tanzen gekümmert. Ich bin auch nicht in die Tanzschule gegangen. Später habe ich dann recht gerne getanzt, bevorzugt Standardtänze. Seit dem Pflegezustand meiner Frau im Jahr 2012 habe ich keine Freude mehr am Tanz. Mehr interessiert hat mich vor rund 60 Jahren die für uns neue Musik, der Jazz. Toni Bärnthaler war Mitglied des berühmten Josl-Trios und Schriftsetzer. Er war in unserer Abteilung, hat die Matura in Abendkursen gemacht, weiter studiert und es mit seinen Qualifikationen bis zum Leiter des Konservatoriums gebracht. Natürlich habe ich auch Rudi und Manfred Josl gekannt, großartige Musiker, die in Graz ein Stück Jazzgeschichte geschrieben haben. Zu Jazzkonzerten sind wir alle begeistert gegangen. Wir hatten von der Gewerkschaftsjugend, dank Bärnthaler, Jazzkonzerte gehabt. Das war ein kulturelles Privileg unserer Gewerkschaftsjugend, vor allem der Grafiker. Mit meiner Frau bin ich meistens ins Theater gegangen. Wir waren beide begeisterte Theaterbesucher – aus Geldgründen oft Stehplatz, sonst meistens auf der Galerie. Für meine Frau war das Theater eine noch neuere Welt als für mich. Mein Vater hatte bei einem Brandeinsatz einen schweren Unfall mit Kopfverletzungen. Danach konnte er nicht mehr bei der Feuerwehr arbeiten. Er wurde als Theateraufseher in das alte Grazer Schauspielhaus versetzt, ich war oft bei ihm. In der Seitenbühne, dort wo die Feuerwehrleute sind, durfte ich sitzen. Für mich war das Theater schon immer das Besondere: Als Kinder durften wir in die Bürgergasse gehen, dort war die Kinder- und Jugendbühne Neuber-Gaudernak. Die ganze Fantasiewelt der Märchen wurde uns eröffnet. Der „Virus Theater“, ergänzt um die Faszination der Musik, ist geblieben, mehr noch: Theater und Musik sind zu einem Lebenselixier geworden. Theater war bei uns in der Familie immer ein Thema. Es war nicht so, dass man gesagt hat, das ist etwas für die Bürgerlichen und für die Reichen. Ich habe Theaterbesuche mit Einführung in der Berufsschule organisiert und war verantwortlich für die Gestaltung der Kulturseite unserer Schülerzeitung „Der Blei-Stift“. Die Interviews mit Künstlern hat mir der Vater von Werner Fenz vermittelt. Sein Vater, Hans Fenz, war Kulturredakteur der Zeitung „Wahrheit“ und unser Fachvorstand in der Berufsschule. Hans Fenz war ein bedeutender Kulturkritiker und Sportreporter. Das waren für mich unglaubliche Eindrücke. Hans Fenz war ein korrekter Lehrer und faszinierender Mensch zugleich.



SPÖ-Parteitag 1947 im Wiener Konzerthaus

Adolf Schärf:

„Bei der Betrachtung der politischen Lage müssen wir von einer Tatsache ausgehen, die unsere Entwicklung von der in anderen Ländern, vor allem im Westen und Süden grundlegend unterscheidet. Wir müssen uns eingestehen, daß die Wiedererrichtung Österreichs, die Zertrümmerung des Nationalsozialismus, nicht das Werk unserer Kraft gewesen ist. Weder das Werk der Partei oder der Arbeiterklasse noch das Werk des österreichischen Volkes. Die Tatsache, daß die Wiedererrichtung der Republik, die Wiedererrichtung des freien Staates, uns von außen gegeben wurde, hat wohl dauernd zumindest für eine absehbare Zeit merkbare Spuren in unserem politischen Leben hinterlassen. Es ist, darüber sind wir uns vollständig klar, ein ganz anderer moralischer Geist oder revolutionärer Auftrieb, wenn die Selbstständigkeit eines Volkes oder eines Staates herbeigeführt wird aus der unwiderstehlichen Kraft der eigenen Nation.“⁶

Eines der wichtigsten Wörter ist der Begriff „eigene Nation“. Natürlich ist es richtig, dass wir die alliierten Militärs als Besatzungsmächte empfunden haben und es wäre uns lieber gewesen, wenn sie uns befreit hätten und auf-

⁶ Aus der Niederschrift über die Beratungen auf dem Parteitag 1945, 14./15. Dezember 1945, im Festsaal Wimberger, Wien VII, Neubaugürtel 34/36. Kapitel IV: Die politische Lage. S.79. Wien: Druck- und Verlagsanstalt „Vorwärts“, 1945.

grund internationaler Verträge wieder abgezogen wären, nicht erst 1955. Sie haben mit großen Opfern den Terror des Nationalsozialismus und den Wahnsinn der Kriegsjahre zu beenden gehabt. Adolf Schärf hat vollkommen Recht gehabt, dass Amerikaner, Russen, Engländer und Franzosen wirklich die Befreier vom Nationalsozialismus waren. Ich habe Schärf kennengelernt, als er für das Amt des Bundespräsidenten kandidierte. Von Karl Renner habe ich nur über die Schule etwas gewusst. Bei der Bundespräsidentenwahl Theodor Körners habe ich vor dem Gasthaus Druskovic in der Harterstraße Stimmzettel verteilt. Es hat keine amtlichen Stimmzettel gegeben. Die Parteien haben ihre Stimmzettel gedruckt und sie ihren Mitarbeitern zur Agitation in die Hand gedrückt. Wir sind jeder Wählerin und jedem Wähler außerhalb der Schutzzone des Wahllokales entgegengelauften und haben unseren Stimmzettel hingehalten. Das haben alle Mitarbeiter der kandidierenden Parteien so gemacht. Als Adolf Schärf für das Amt als Bundespräsident kandidiert hat, bin ich Lautsprecherwagen gefahren und durfte seine Wahlwerbeauftritte ankündigen. Die Oststeiermark, das war im Zusammenhang mit Wahlwerbung ein hartes Pflaster. Da sind auch Menschen am Straßenrand gestanden und haben mit der Faust gedeutet. Auch in solchen Situationen hat Schärf Ruhe ausgestrahlt. Er war kein hinreißender Redner, sondern eben ein väterlich wirkender Mensch,



© LA/Stmk

Arbeiter in Köflach von rechts n. links: Vorstandsdirektor Fabricius, 1. LH-Stv. Schachner-Blazizek, LTAvg. Zagler, Bundespräsident Jonas, Vizekanzler Pittermann, NRAvg. Pay und Arbeiterbetriebsratsobmann von Karlschacht Zoisl.

die Leute haben ihn gemocht. Der Wahlkampf war ein aufbauendes Erlebnis. Schärf wurde am 5. Mai 1957 gewählt und war ein guter Bundespräsident.

Bei Franz Jonas, Wiener Bürgermeister und Nachfolger von Adolf Schärf, war ich schon intensiver beschäftigt. Ich durfte gemeinsam mit Hans Gross die Wahlreise in der Steiermark für unseren Präsidentschaftskandidaten organisieren. Jonas war ein überaus bescheidener, liebenswürdiger Mensch. Er war ja auch Schriftsetzer, darauf war ich persönlich stolz. Er hat ein hohes Ansehen erreicht. Das Negative waren politische Angriffe auf niedrigem Niveau. Kein politischer Angriff, und da hat es viele Untergriffe gegeben, hat Jonas so verletzt, wie dumme Witze und eine hässliche Kampagne gegen seine Frau. Frau Jonas war keine Glamour-Dame, die sich in den Vordergrund gedrängt hat, sondern eine einfache Frau. Da hat es herabwürdigende Stimmen gegeben: „Was will denn *die* eine First Lady sein!“ Das ist mir in Erinnerung. Es war für Jonas ganz wichtig, dass er zwei, drei Mal am Tag mit seiner Frau telefonieren konnte. Er hat auch seinen Tagesablauf genau geplant. Ordnung halten, Pünktlichkeit und Verlässlichkeit waren ihm wichtige Prinzipien. Das gilt für jede Amtsführung. Franz Jonas hatte besonders bemerkenswerte Interessen: Fotografieren, die Sprache Esperanto und die Nähe zur Natur. Letzteres erinnert mich an eine kurze Szene im Rahmen der Wahlreise für die Bundespräsidentenwahl. Wir sind am Morgen in Judenburg vielleicht ein bisschen zu früh weggefahren. Die nächste Veranstaltung war in Hohentauern beim neuen Denkmal für die Gefallenen angesetzt. Es war Mai und wir sind vor der Ortschaft stehen geblieben und aus dem Auto gestiegen. Da stand eine Fichtenhecke mit „Maiwipferln“. Franz Jonas schaut versonnen in die Bergwelt und streicht mit seinen Händen über das frische Grün. Da spürte man, dass er ein großer Naturfreund war. Otto Rösch war der Generalmanager für die Wahlreise von Jonas. Während Jonas ein Fichtenzweigerl hielt und sagte: „Schaut’s, des is die Natur, sie zeigt uns jetzt wieder das Leben“, sagte Rösch: „Kumm, Herr Bürgermeister, fahren wir auf Hohentauern, die Maiwipferln wählen di nämlich net.“ Der Spitzenkandidat findet Muße für die Natur und hat mitten in dieser schönen Berglandschaft offenbar auch Gedanken, welchen Sinn dieses Hasten und Treiben einer Wahlkampf Bewegung hat. Die Sehnsucht von Jonas nach dem einfachen Menschsein hat mich immer beeindruckt.